

Von Geld, Infrastruktur und Gerechtigkeit: Neue Publikation fragt nach Zukunftsthemen für den Ökofeminismus

Anna Saave

Andrea Günter (2024): *Gerechtigkeit und die Ökologie des Ökonomischen. Ökofeminismus, Klimaethik, Feministische Geldtheorie*, Bielefeld: Budrich (27,00 €, 207 Seiten).

In „Gerechtigkeit und die Ökologie des Ökonomischen“ verbindet die Philosophin Andrea Günter den Begriff der Gerechtigkeit mit Überlegungen zum Ökonomischen. Basierend auf feministischer Theorie und Philosophie stellt sie drei Perspektiven vor: Ökofeminismus, Klimaethik und Geldtheorie. Das Buch zeichnet sich durch die Skizze interessanter Querverbindungen aus, bleibt in der Begründung und Untermauerung dieser aber oft vage. Zwar sind die Ausführungen stellenweise nicht leicht nachzuvollziehen, doch lohnt sich die Lektüre für Leser*innen, die sich gedanklich in mögliche Zukunftsthemen des Ökofeminismus hineinversetzen möchten. Wer nach (potentiellen) Verbindungen zwischen Feminismus und ökologischer Politik sucht, wird hier fündig. Das 200-seitige Werk ist in der Philosophie verortet und als Beitrag zur gesellschaftlichen Neuausrichtung angesichts der Klimakrise gerahmt. Es gliedert sich in drei Teile, die sich den Themen des Untertitels widmen und teilweise auf bereits veröffentlichten Texten basieren.

Das Buch beginnt mit der Notwendigkeit, Antworten auf die Klimakrise zu finden. Hierzu stellt Günter im ersten Teil des Buches zum Ökofeminismus eine Neubestimmung des Ökonomischen vor. Sie spricht von einer „Ökologie des Ökonomischen“, um dieses Feld nicht länger „dualistisch und hierarchisch“ (33), sondern ökologisch zu begreifen. Mit dieser Sichtweise will sie Dualismen wie Politik und Ökonomie (33) sowie Produktion und Reproduktion (81) eine konzeptionelle Alternative entgegensetzen. Günter stützt sich dabei stark auf die ökofeministische Theoretikerin Ariel Salleh, insbesondere deren Kritik an Marx' Reduktion des Ökonomischen auf die Sphäre der Produktion. Sallehs Kritik dient Günter als Grundlage für eine erneute Patriarchatskritik, die auch im letzten Buchteil zur Geldtheorie ein zentrales Thema ist.

Günter vertritt die klassisch (öko-)feministische These, dass die Ökonomie nicht allein durch die Produktion bestimmt ist, sondern in einen kapitalistischen Verwertungszusammenhang bzw. in *das Ganze der Ökonomie* (Biesecker) eingebettet ist. Günter versteht Ökonomie als ökologisch im Sinne eines „Komplexes“ (17), „eines Gefüges“ (17) oder einer „komplexen Situation“ (178). In diesem Gefüge spielt Natur eine entscheidende Rolle: „Von der Ökologie des Ökonomischen zu sprechen besagt darum, dass Natur in allen ökonomischen Bereichen ‚da‘ ist und praktiziert wird [...]“ (41). Doch indem Günter Ökonomie als Komplex und als „ökologisches Gefüge“ (65) fasst, verschwimmt die Art der Beziehung zwischen Produktion und Reproduktion, zwischen Ökonomie und Natur. Zwar wendet sich Günter gegen die hegemoniale Positionierung der offiziellen

Ökonomie, deren Hegemonie lässt sich allerdings durch die Vorstellung von Ökonomie als Komplex oder als Ökologie nicht brechen. Ihr Konzept des Ökonomischen vermischt ökonomische Organisationsprinzipien mit Care-Praktiken und ökologischen Prozessen – eine Vermischung, die die Unterscheidbarkeit dieser Bereiche gefährdet, obwohl gerade diese für ökofeministische Analysen und Politiken zentral ist. Möglicherweise möchte Günter mit der Vorstellung einer „Ökonomie als ökologischem Gefüge“ auf Relationalität und die Abhängigkeit der Ökonomie von anderen Bereichen hinweisen. Hierfür wäre jedoch eine präzisere Begriffsbestimmung nötig, zumal eine solche Relationalität und Abhängigkeit nicht über Grunderkenntnisse ökofeministischer Debatten hinausgehen würden.

Diese Neubestimmung des Ökonomischen, obwohl sie im Groben der (öko-)feministischen Tradition folgt, birgt außerdem die Gefahr, in ihrer konkreten Ausformulierung hinter die marxistischen und ökologischen Feministinnen zurückzufallen. Günter bezieht sich zum Beispiel stark auf die materialistische Ökofeministin Ariel Salleh, rezipiert aber nur einen relativ kleinen Teil ihrer Forschung. Günter greift von Salleh das Konzept des „Tuns von Müttern“ auf, womit die „alltägliche Rekonstruktion und Erneuerung der menschlichen Natur und der Beziehung der Menschen zur Natur“ (70) und ein Gegenbild zur Produktionslogik gemeint ist. Diese Tätigkeiten sollen ent-patriarchalisiert werden (S. 196). Günter bezieht sich zwar auf Sallehs Arbeiten, in denen von einer *mothering class* die Rede ist, berücksichtigt jedoch nicht, dass Salleh auch den Begriff der *meta-industriellen Arbeit* und *Klasse* entwickelt hat. Der Begriff hebt reproduktive Tätigkeiten nicht nur aus einer feminisierten, mütterlichen Perspektive hervor, sondern auch im Kontext von Pflege, Hege und nachhaltiger Produktion jenseits deren Feminisierung. Stattdessen umfasst er Tätigkeiten wie Care in einem allgemeineren Sinne, Sammeln und Anbauen und nimmt damit diversere Subjektivitäten in den Blick. Günters Fokussierung spiegelt die allgemeine Anlage des Buches wider, dichotome Verhältnisse zwischen Frauen und Männern bzw. geschlechterspezifisch codierten Bereichen bestimmen zu wollen. Eine umfassendere Rekonstruktion hätte dazu beitragen können, die ökofeministische Debatte nicht unnötig zu verengen. Dennoch ist Günters Buch zugute zu halten, dass es in diesem Abschnitt eine eigene Position zur Aufrechterhaltung des Patriarchats durch ökonomische Verfügungsgewalt und intergenerationale Beziehungen entwickelt.

Günter beschäftigt sich außerdem mit Hannah Arendts Überlegungen zur Gebürtigkeit und verbindet diese mit dem „feministischen Anliegen, ‚mütterliches Tun‘ als Paradigma des Ökonomischen zu rekonstruieren“ (S. 30). Sie nutzt Aristoteles' Dreiteilung des Ökonomischen in Haushalt, Handwerk und Handel sowie Arendts Verschiebung vom Handel zum Handeln. Ziel ist es, einen „zivilisatorischen Prozess“ zu entwickeln, „der sich an Gebürtigkeit orientiert“ (S. 197). Leser*innen, die an grundlegenden philosophischen Bestimmungen des Ökonomischen interessiert sind, werden diesen Teil der Rekonstruktion anregend finden.

Mit Blick auf ökologische Krisen identifiziert Günter eine Problematik des Wirtschaftens darin, dass im Handel Profit angestrebt wird, ohne sich an die Logiken der Daseinsfürsorge im Haushalt oder an Bedingungen, die sich aus materiellen Aspekten

des Produzierens und den Limitierungen der Natur in der Produktion (im Handwerk) ergeben, zu halten. Dies führt dazu, dass sich Gewinnabsichten im Handel verselbständigen und Wachstum jenseits natürlicher Grenzen möglich scheint (41), also „dass der Handel ins Extrem tendiert und dabei gerade aufgrund seiner Verbundenheit mit allen ökonomischen Feldern das Gesamtsystem Ökonomie destabilisiert“ (49). Günters Lösung, basierend auf Aristoteles, ist, den Handel als „Ergänzung zur Natur und der Beziehung des Haushalts zur Natur zu verstehen“ (41) und diese Sichtweise zurückzuerobern.

Wie viele feministische Positionen fordert sie damit eine Dezentrierung ökonomischer Prinzipien, die den Handel prägen und auch in andere Lebensbereiche hineinwirken. Mit feministisch-materialistischen Positionen liegt sie über Kreuz, indem sie davon ausgeht, dass ein neuer Fokus allein ausreiche – nämlich Handel ‚nur‘ als Ergänzung zu Daseinsvorsorge und Produktion zu verstehen –, um den negativen Auswirkungen kapitalistischer Ökonomien beizukommen. Allerdings bleibt der Kapitalismus bei ihr unterbestimmt (64), und sein Einfluss auf die ‚Ökologie‘ des Ökonomischen wird ausgeklammert. So fällt es nur beim näheren Hinsehen auf, dass Günter die Frage, inwiefern kapitalistischer „Handel“ die anderen Bereiche der Daseinsfürsorge (bzw. des Haushalts) und der Produktion schlichtweg untergräbt, unbeachtet lässt. Eine adäquatere „Balance“ (49) zwischen den Bereichen genüge. Ihr Lösungsvorschlag des Herstellens einer besseren Balance innerhalb der Ökologie des Ökonomischen hinkt. Er spiegelt eher die aristotelische Suche nach dem guten, ausgewogenen Mittelweg wider (115) und setzte sich nicht damit auseinander, dass (Öko-)Feministinnen bereits rekonstruiert haben, dass ein Bereich (Handel) andere Bereiche (z. B. Daseinsvorsorge, Ökologie) – mit Nancy Fraser gesprochen – kannibalisiert.

Im zweiten Teil des Buches, der unter dem Stichwort Klimaethik steht, entwickelt Günter spannende Überlegungen zur Beziehung von Menschen zu Dingen – insbesondere zu Infrastrukturen – und deren Bedeutung für erfolgreiche Klimapolitik. Besonders interessant für ökologische Politiken sind ihre Gedanken zu nachhaltiger Infrastruktur (98ff.). Günter wendet sich überzeugend gegen falsch verstandene Verbotspolitik, blickt hinter das Individuelle am individuellen Fleischkonsum und deckt irreführende politische Narrative über „das Volk“ (111) auf. Dies veranschaulicht sie anhand ihrer „Heizungsbiografie“ (106–113), also anhand ihrer Nutzung verschiedener Heizungssysteme und deren technischer Ausstattung über ihr Leben hinweg. Sie betont, dass Infrastrukturen so gestaltet sein sollten, dass sie „gut tun“ (103) und schreibt ihnen eine entscheidende Rolle zu: „Infrastrukturen zu errichten und zu verändern kann als eine Politik des ökonomischen Mittleren verstanden werden“ (99). Darüber hinaus sieht sie Infrastrukturen als Ausdruck von „Gemeinschaftshandeln und Gemeinschaftsbesitz“ (101).

Neben einem stärkeren Fokus auf die Konstruktion geeigneter Infrastrukturen sieht Günter ein weiteres zentrales Mittel zur nachhaltigen Gestaltung der Ökonomie im Praktizieren von Gerechtigkeit. Gerechtigkeit im Ökonomischen entstehe, wenn „zwei *einander gleich* bedürfen müssen, damit die ‚verbindende Einheit‘ gebildet werden kann, die einen Tausch überhaupt ermöglicht“ (54, Herv. im Original). Neue Lösungen für ökonomische Probleme müssten daher vom „Zwischenmenschlichen her gedacht werden, damit ein geordneter und gerechter Verkehr möglich wird“ (57). Günter ver-

bindet ihre Überlegungen zu Tausch im zweiten Teil und zu Geld im dritten Teil über die Suche nach Bedingungen, unter denen sich Tausch- oder Vertragspartner*innen gleich begehren können.

Der dritte Teil des Buches widmet sich der Entwicklung einer feministischen Geldtheorie und hinterfragt die verbreitete Annahme, dass Geld neutral sei. Damit leistet Günter zu diesem Thema (öko-)feministische Pionierinnenarbeit. Umso überraschender ist es, dass sie auf keine der wenigen bestehenden Werke in diesem Bereich eingeht, etwa auf Mary Mellors Arbeiten zur feministischen Geldtheorie. Stattdessen stützt sie sich hinterfragend auf Klassiker wie Aristoteles und Simmel. Der dritte Buchteil zielt darauf ab, die Natur des Geldes und die darin eingeschriebenen Geschlechterverhältnisse zu beleuchten. Auch wenn diese Bezüge nicht immer klar hervortreten, zeigt sich Günter doch als vorausschauende Fragen-Geberin und fragt z. B.: „Wie werden Frauen in die Versprechen des Geldes einbezogen?“ (153); „Inwiefern tragen feministische Anliegen [insbes. die Forderung nach gleichem Lohn für gleiche Arbeit, Anmerkung A.S.] dazu bei, Geld als Fetisch zu stabilisieren?“ (176) Oder: „Was heißt es, im Kreditwesen Geschlechtergerechtigkeit als Zukunftsprojekt zu kreditieren?“ (190) Sie identifiziert offene Flanken einer feministischen Geldtheorie, derer sich noch Generationen von Feminist*innen werden annehmen können.

Ein konkretes Ergebnis von Günters Philosophie ist die Erkenntnis, dass Feminist*innen Folgendes über den geldvermittelten Tausch wissen sollten: „Der Tausch mit Frauen ist für Männer in patriarchalen Ordnungen kein Bedürfnis, weil diese einen Teil des männlichen Selbst darstellen. Damit ist Reziprozität zwischen Frauen und Männern ökonomisch ausgeschlossen.“ (142) Günter zeigt in gewohnt dichotomer Weise unter Annahme von nur zwei Geschlechtern, aber mit präzisiertem Bezug auf patriarchale Geschlechtercodierungen, dass patriarchale Auffassungen des autonomen Selbst ein ungleiches Arrangement in geldvermittelten Beziehungen schaffen. „Das bringt es mit sich, dass Geschlechterverhältnisse kaum gerechter werden können, sondern vielmehr die patriarchale Struktur des Ökonomischen fortsetzen“ (142). Günter plädiert für die Ent-Patriarchalisierung des Geldes (196) und betont, dass Geld nicht nur ein „Händlerobjekt“ (181) ist, sondern auch Gerechtigkeit fördern könnte, indem es Menschen gerecht miteinander verbindet (183).

Gelegentlich neigt Günter zum Spekulieren, weist dabei jedoch auf Zusammenhänge hin, deren nähere Untersuchung vielversprechend sein könnte – so etwa die Idee, dass „[j]e misstrauischer Frauen gegenüber der Geldwirtschaft sind, desto instabiler ist diese, desto mehr müssen Frauen aus ihr herausgehalten werden“ (190). Ein stärkerer Fokus auf die Begründung solcher spannenden Annahmen hätte ihre Argumentation überzeugender gemacht. Auch ihre Forderung, einen „gender print“ (191) des Geldes zu identifizieren, ist ein interessanter Ansatz. Hier wäre es jedoch hilfreich gewesen, das Konzept des gender print genauer zu skizzieren, auch wenn eine präzise Bezifferung dieses Konzepts außerhalb des Rahmens ihrer Forschung liegt. Zudem übt Günter eine eher vage Kritik an feministischer Ökonomiekritik, deren Inhalte jedoch unterbestimmt bleiben.

„Gerechtigkeit und die Ökologie des Ökonomischen“ eignet sich für Leser*innen, die bereits mit Ökofeminismus, Klimaethik und feministischer Geldtheorie vertraut sind

und neue Perspektiven suchen. Günter zeigt, dass das Thema Gerechtigkeit sowohl Klimapolitik als auch die Organisation des Geldes berührt, weil Gerechtigkeit ein Hauptzweck dieser beiden Lebensbereiche sein müsste. Sie zieht Parallelen zwischen ‚mütterlichem Tun‘ und Geld, indem sie die Notwendigkeit betont, beide von patriarchalen Strukturen zu befreien.

Neben der Auseinandersetzung mit den drei Hauptanliegen der Buchteile bieten zahlreiche spezifische Positionen und Denkanstöße weitere Leseanreize – etwa Günters eigene Position zur *dual systems*-Debatte (27), die in den 1980er Jahren eine zentrale Rolle in der feministischen Ökonomik spielte, ihre Skizze einer ökonomischen Zusammenbruchsthese (49) oder ihre Überlegungen zur Bestimmung einer Mitgift (170).

Die drei Buchteile verbindet eine wichtige Frage, die jedoch im Buch selbst eher gestreift als konkret beantwortet wird: „Um die Erderwärmung zu verhindern und um Klimaanpassungspraktiken zu entwickeln, kann gefragt werden: Wie müssen und können Menschen einander begehren, so dass ein Tausch entsteht, der diesem Zweck gerecht wird?“ (171) Es bleibt zu hoffen, dass die Denkanstöße und das erneute Aufgreifen vieler Debatten, das Günter leistet, fruchtbare Impulse für die Forschung setzen. Das Buch regt zum Denken an – und angesichts der realpolitischen Stagnation in der Klima- und Gleichstellungspolitik ist das ein wertvoller Beitrag.